rechte Art immer, wenn es zu spät war.

„Noch einen Tanz, mein gnädiges Fräulein.“ — Ah, wie sie tanzte, so leicht hatte ihm noch nie eine Dame im Arm gelegen, nun lachte sie — das klang wie ferne Silberglocken — das Blut stieg ihm zu Kopf — Herrgott, es wäre gut, wenn der Freund bald käme.

Der stand seit geraumer Zeit mit trostlosem Gesicht am Eingang. Seine Leni war nicht gekommen, trotzdem sie es ihm zuletzt noch mit einem vielsagenden Blick versprochen hatte — das war so gut wie ein Korb. Lerne einer die Frauen auskennen!

Was sollte er dann hier mit seinem wehen Herzen nach der Geliebten fragen, um sich mit einer mitleidigen Lüge abspeisen zu lassen. Besser er ging gleich fort, die beiden schienen sich ja sehr gut zu unterhalten.

Gerade als er sich zum Gehen wendete, sah er eine Anzahl Paare sich um den Freund und seine Dame scharen. Unwillkürlich trat er näher, was war da geschehen??

Ja, was war geschehen? Als sich die beiden Fröhlichen wieder in ihre lauschige Ecke zurückziehen wollten, hatte ein vorbeitanzendes Paar dem Doktor an die Hand gestoßen, die ein gefülltes Rotweinglas trug — ein Schrei! und der dunkle Wein floß in breitem Bogen über Lilis Kleid. Ein roter Streifen zierte die Vorderbahn, sogar die Strümpfe hatten ihre Flecke.

„Verzeihung — es tut uns unendlich leid!“ — Eine Flut von Entschuldigungen prasselten auf das arme Mädel nieder, das fast so weiß wie die Seide ihres Kleides wurde.

Das schuldige Paar entfernte sich schnell, und der Doktor zog seine fassungslose Dame in die Ecke hinein.

Es war die höchste Zeit, denn schon kullerten ihr die dicken Tränen über die Wangen, und der Mund zuckte in verhaltenem Schluchzen.

Ganz verblüfft sah er sie an, es war ja gewiß sehr unangenehm, aber meist sagten doch die Damen in solchem Fall, wenn auch mit etwas verzerrtem Lächeln: „Ach lassen Sie nur, es hat nichts zu sagen.“ Aber das sonst so famose Mädel wurde immer fassungsloser und jammerte: „Ach Gott, das Kleid! Das Kleid!“

Er wurde etwas steif: „Mein gnädiges Fräulein, so etwas läßt sich doch reinigen, selbstverständlich werde ich —“

„Aber nicht bis morgen, o Gott, was wird meine Schwester —“ Da blickte sie mit tränenden Augen auf sah Doktor Gehrich, der sich zu ihnen durchgeschlängelt hatte. Bei seinem Anblick schien sie den letzten Rest von Fassung zu verlieren: „Sie sind hier? Auf diesem Ball? O Gott, was wird Leni nun sagen?!“

Der Doktor strahlte plötzlich wie die aufgehende Sonne: „Warum ist Fräulein Leni nicht hier?“

Damit rückte er einen Stuhl neben Lili und fragte sie, wie er es mit seinen Kranken tat, so freundlich und leise: „Nun erzählen Sie mal, warum Sie so unglücklich sind, das Kleid ist doch noch zu reinigen.“

Und Lili erzählte alles, die ganze Geschichte von dem unglücklichen Kleid, und daß Leni nun morgen nicht auf den Ball könne, wo sie ihn zu treffen hoffe.

Als sie, von ihrer eigenen Aufrichtigkeit erschreckt, aufblickte, sah sie in vier strahlende Männeraugen und wurde rot — fast so rot wie der unglückliche Fleck auf dem Kleid.

„Wissen Sie was, Fräulein Lili, wir bringen Sie Beide nach Hause und erzählen Ihrer Frau Mutter Ihre Unschuld, dann bekommen Sie sicher keine Vorwürfe. In dem Kleid können Sie doch nicht mehr tanzen.“

So zogen die Drei nach der Garderobe, und als die beiden Herren einen Augenblick allein waren, faßte Sanden des Freundes Hand: „Herrgott, sowas gibt es noch, zwei Mädel und ein Kleid! Sonst gibt es nur ein Mädel und zehn Kleider! Der glückliche Mann, der die zur Frau bekommt!“

„Nun, ich könnte einen netten Schwager recht gut brauchen.“

Leni brauchte nicht mehr zu dem zweiten Ball zu gehen, denn der Doktor fand noch am selben Abend das erlösende Wort.

Und als die Hochzeit nach einem halben Jahr gefeiert wurde, trat auch die blonde Lili mit ihrem Ballherrn vor den Altar.

Sie hat sich später nach Herzenslust Kleider kaufen können, aber voll Freude dachten beide Paare daran, wie zwei Mädel nur durch ein Kleid zu Männern gekommen waren.

Zum Raten und Nachdenken.

Nr. 109: Besuchskarten-Rätsel.

Tea Dreck
Remscheid

In dieser Karte ist der Beruf des Vaters enthalten. Welchen Beruf übt der Vater des Fräuleins aus?

Nr. 110: Buchstaben-Rätsel.

Mit N wirds immer bei uns sein,
Mit H läufts manchmal querfeldein.

Mit t umschließt es dich, auch mich,
Mit s viel mehr noch sicherlich.

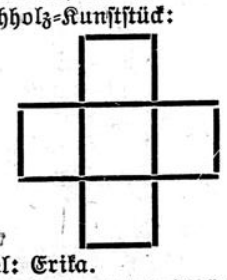
Nr. 111: Suchbild.

Wo bleibt der Fuhrmann?

Auflösungen aus Nr. 46

Nr. 104. Ausschalt-Rätsel: **Totenbahre**, Sense, Sonnabend, Feiertag — **Totensonntag**.

Nr. 105. Streichholz-Kunststück:



Nr. 106. Rätsel: Erika.

Nr. 107. Besuchskartenrätsel: Bildhauer.

Nr. 108. Bilderrätsel: Was sich soll klären, das muß erst gären.

Sonntagsfreude

Unterhaltungsbeilage der Brühler Zeitung

Nr. 47 Sonntag, den 22. November Jahrgang 1925

Mit Gott.

Mit Gott! — das ist ein schönes Wort,
Da wandert man so fröhlich fort
Und fragt nach Brücke nicht noch Steg;
Mit Gott! — man findet seinen Weg.

Dies Wort ist wie ein Wanderstab;
Man geht den Berg hinauf, hinab,
Das Feld hindurch, den Weg entlang,
Und graut die Nacht, man wird nicht bang.

Im Grau'n der Nacht, im Windgebraus —
Man weiß sich doch im Vaterhaus,
Sorgt nicht am Kreuzweg allzuviel,
Man geht mit Gott und kommt ans Ziel.

Mit Gott! das ist gar wunderleicht!
Und doch, soweit der Himmel reicht,
Soweit hinwandeln Tag und Nacht,
Dies Wort hat wundergroße Macht.

Fürwahr, das ist ein sel'ger Mann,
Der's recht von Herzen sagen kann;
Er wird so stark, daß selbst der Tod
Demütig naht und nimmer droht.

Wohlan, so sprich zur Abendruh',
Zum Morgenlichte sag' es du:
Mit Gott! mit Gott! — so fang' es an,
Dein Tagewerk, so schließ es dann!

Hermann Kletke.

Das Wunder.

Eine Episode aus meinem Leben.

Von Paul Hankel.

(Nachdruck verboten.)

„Etwas Wissen führt von Gott ab, doch das volle Erfassen der Wissenschaften führt wieder zu Gott hin.“

Diese große Wahrheit, welche so manche modernen Gelehrten in ihrem Weisheitsdünkel nicht erkennen wollen, da sie nur an das glauben, was sie sehen und erfassen können, haben alle erkannt, die sich bemühten, in des Wissens Tiefe einzudringen und nicht im Schein das Sein erkannten. Bei allen diesen „Faust“-Naturen wird aber die Zeit kommen, wo sie an Gott zweifeln, an sich selbst verzweifeln, wo sie weinend des Nachts im Bette liegen und keinen Schlaf finden können, wie sie die Glocken hören möchten und ihren unschuldsvollen Kinderglauben wieder herbeisehnen, den ihnen das Halbwissen geraubt hat.

Auch für mich gab es eine solche qualvolle Zeit, wo ich doch wähnte, so viel zu wissen, und doch keine Ruhe, keinen Frieden fand. —

Ich befand mich damals im Elsaß, auf Streiftouren in den Vogesen. Ich war etwas menschenscheu geworden, und dieses wunderbar schöne Gebirge ist seltsamerweise im Sommer noch ziemlich menschenleer. In den Vogesen kann man noch stundenlang einsam wandern, und tritt man in ein Dörfchen, so stört kein aufdringlicher, betrackter Kellner die Schönheit der Gegend. In den kleinen Schenken bedient noch der Wirt und seine Familie den Gast, denen man selbst eine Unbehaglichkeit ansieht, wenn zufälligerweise eine größere Touristenschar in der Schenke Einkehr hält.

Eine Speisenkarte sucht der Fremde auf den weißgescheuerten Tischen vergeblich, und der verwöhnte Sommerreisende, der in anderen Gebirgen, selbst oben auf der Schneekoppe, alle denkbaren kulinarischen Genüsse befriedigen kann, wird in den Dorfschenken der Vogesen seine leiblichen Ansprüche sehr herabdrücken müssen. Selten kann man hier mehr erhalten, als Eier, Münsterkäse und Landwein.

Vielleicht hat sich das mit den Jahren auch schon geändert, und die moderne Kultur hat dieses Gebirge auch schon beleckt, wenn der Elsässer Bauer ihr hierbei nicht aufs Maul geschlagen hat.

Ich will's hoffen! — —

Der Vogesenverein hatte schon damals fleißig gearbeitet und überall Wegzeichen anbringen lassen, damit auch der Fremde sich im Gebirge zurechtfinden konnte; doch bei meinen Träumereien mußte ich wohl nicht darauf geachtet haben, und so kam es, daß ich mich eines Tages gründlich verirrt hatte. Ich ging kreuz und quer, suchte und suchte, fand aber keinen Weg.

Die Sonne stand bereits tief, und ich hatte mich schon mit dem Gedanken vertraut gemacht, die Nacht im Freien zuzubringen. Wilde Tiere gibt es hier nicht, wenn man auch ab und zu einen verirrten Wolf gesehen haben will; nur das Wildschwein haust hier noch zum Schrecken der Landleute, da diese Tiere den Kartoffelfeldern oft großen Schaden verursachen; sie stören aber nicht den Schlummer des Menschen, und so hoffte ich unter den Bäumen des Waldes ruhiger zu schlafen, als im schlechten Bett eines Gasthofes.

Da fing es aber plötzlich an zu regnen, und das Nächtigen im Freien verlor doch etwas an Reiz. Ich beschleunigte daher meine Schritte und hoffte noch ein schützendes Dach zu finden. Plötzlich hörte ich Hundegebell, und ich ging diesen Lauten nach, denn wo Hunde sind, sind auch Menschen und ein schützendes Dach.

Endlich sah ich den Giebel eines Hauses. „Schokolade Meunier“, stand in großen Lettern daran, eine Reklame, die man im elendesten Dorfe erblicken kann, in dem noch kein Pfund dieser würzigen Masse verspeist worden ist.

Froh und wohlgemut beschleunigte ich meine Schritte und schlüpfte bald in die niedere Stube der Dorfschenke.

Der Regen hatte mich ordentlich durchnäßt, und da es bereits Oktober war und die Abende schon etwas kühl, so ließ ich mir einen heißen Landwein mit Zucker bereiten — ein gutes Präservativ gegen Influenza.

Außer mir befand sich nur noch der Wirt im Zimmer, ein echter Elsässer Bauernthpus, dessen patriotisches Herz noch immer über die Vogesen sprang und es doch nicht verleugnen konnte, daß er ein treuherziger „kelwe Schwaab“ war.

Anfangs sah er mich mißtrauisch an, wurde aber bald zutraulich und setzte sich zu mir.

Das Gespräch drehte sich natürlich im tollen Wirrwar um das liebe Elsaß-Lothringen.

Ein Heiligenbild an der Wand der Schenke, die Speisung der Fünftausend durch den Heiland, brachte unmittelbar das Gespräch von der Politik auf die Religion.

Ungläubig, wie ich damals war, und verbittert obendrein, belächelte ich das heilige Wunder und fragte den Wirt spöttisch, ob er an solche Wunder glauben könne.

„Warum nicht?“ entgegnete er treuherzig.

Die Art und Weise, wie er diese zwei Worte sprach, machte mich stutzig, und mein höhnendes Lächeln verschwand. „Warum nicht?“ wiederholte ich. „Das Unmögliche kann doch nicht möglich gemacht werden.

„Es erscheint vieles für manche unmöglich, das einige doch vollbringen können. Wenn Rothschild seiner Frau zwanzig Franken Wirtschaftsgeld für die Woche geben würde, so hielte sie es auch für unmöglich, den Hausstand davon zu bestreiten, und wie viele Hausfrauen bringen das Wunder fertig, mit zehn Mark eine vielköpfige Familie eine Woche lang zu speisen. Das Geld ist nicht von Metall, sondern von Gummi und läßt sich drücken, aber auch sehr lang ziehen. Das hab' ich erkannt und verstehen gelernt.

Da lebt von mir an der badischen Grenze eine nahe Verwandte, eine Schwester von mir, die mit ihrem Manne ein glückliches Leben führte und sieben Kinder hatte. Als das älteste zwölf Jahre alt war, starb der Vater und ließ die Familie in bedenklicher Lage zurück.

Ich machte mir viel Sorge um diese vom Unglück sehr hart getroffenen Menschen, konnte aber nichts für sie tun, da ich selbst nur das nackte Leben hatte.

Selten bekam ich von dort Nachricht, höchstens zu Neujahr eine Postkarte mit dem kurzen Inhalt: „Lieber Bruder! Wünsche dir und den deinen alles Gute. Wir sind alle gesund. Gott helfe uns weiter. Deine treue Schwester."

Ich wußte wohl, daß mein Schwager seiner Frau ein kleines Häuschen und etwas Weinland hinterlassen hatte; aber sieben hungrige Mäuler zu stopfen, ist doch trotzdem für eine Witwe keine Kleinigkeit. Daß ihr von irgend einer Seite Unterstützung wurde, war ausgeschlossen, denn wenn die Not uns demütigt, so war meine Schwester doch eine zu eigenwillige Person und hätte sicherlich mir zuerst einen Bittund Bettelbrief geschrieben, oder ihr Herz mir gegenüber doch einmal ausgeschüttet.

Es vergingen drei Jahre, und in dieser Zeit hatte meine Schwester mir noch nie ein Wort der Klage gesandt.

Du mußt doch einmal hin, dachte ich bei mir, und machte mich auf die Reise. Meine Frau hatte mir noch eine Kiste mit Eßwaren vollgepackt, und ein Zwanzigmarkstück, das ich mühselig erspart hatte, hatte ich extra eingesteckt, denn den Onkel wollte doch nicht ganz mit leeren Händen kommen.

Ich war auf das Schlimmste gefaßt. Bittere Not wirst du finden. Wer weiß wie die Kinder verhungert einherschleichen!

Mein Herz klopfte hörbar, als ich aus dem Zuge stieg und mit meiner Viktualienkiste dem Dorfe zuwanderte.

Ich hatte noch eine weite Strecke zu gehen, denn das Dorf lag zwei Stunden von der Bahnstation entfernt, und so rastete ich mich öfters aus. Vielleicht war es auch die Angst, die mich so oft ausruhen ließ, denn der Mensch besitzt selten den Mut, einer unangenehmen Sache entgegenzueilen. Wie man früher zum Bader ging, um sich einen Zahn ziehen zu lassen, so ungefähr ging ich zu meiner Schwester.

Ich hatte mich schon einmal ausgeruht und schickte mich eben an, meine Kiste auf die Schultern zu heben da kam ein Junge daher und blickte mich treuherzig an.

„Kann ich vielleicht helfen?" fragte er mich.

„Bist du aus dem Dorfe dort?"

„Jawohl!" gab er zur Antwort. „Wollen Sie auch nach dort? Dann geben Sie die Kiste nur her — meine Schultern sind jünger und können besser schleppen."

„Da nimm sie hin," sagte ich, „Du sollst es nicht umsonst tun."

„Deshalb habe ich Sie nicht gefragt," antwortete der Junge etwas gekränkt und hob die Kiste auf seine Schulter.

Still schritt er unter seiner Last neben mir und ich betrachtete mir den Knaben.

Er mochte vierzehn Jahre zählen, war aber ungemein kräftig gebaut und die Gesundheit selber. Er war barfuß und hatte auch keine Mütze, und war der Anzug auch arg geflickt, so war er doch heil, und das Hemd, obgleich es schon Freitag war, auffallend sauber.

„Ein merkwürdiger Junge!" dachte ich im stillen; „scheint doch auch nicht von vornehmen Eltern zu sein, und will mir die Kiste umsonst schleppen."

Meine Gedanken beschäftigten sich aber bald wieder mit meiner Schwester, und so schritten wir ziemlich schweigsam nebeneinander her.

Wir waren im Dorfe angelangt.

„Wohin soll ich die Kiste nun tragen?" fragte mich der Knabe.

„Geh' du nur nach Hause, mein Junge, jetzt kann ich sie wieder selbst schleppen."

„Nun kann ich sie auch bis an Ort und Stelle bringen. Zu wem wollen Sie denn?"

„Zu Frau Heinecke. — Kennst du die?"

„Na, ich werde doch meine Mutter kennen! Was wollen Sie denn dort?"

„Deine Mutter!" rief ich verwundert. „Junge, dann bin ich ja dein Onkel!"

Der Knabe stand still und sah mich eine Weile mit offenem Munde an. „Sie mein Onkel!" rief er endlich laut heraus, und dann rannte er, was er nur rennen konnte. „Das muß ich Mutter melden — wird die eine Freude haben!" hörte ich noch jubelnd, als er um die Ecke bog.

Ich sah ihn in ein Haus verschwinden und lenkte dahin meine Schritte. Nicht lange, und meine Schwester kam mir entgegen ... wir lagen uns in den Armen und unser beider Augen wurden feucht. Viele — viele Jahre hatten wir uns nicht gesehen.

Meine Schwester führte mich in die Stube und rief dem Aeltesten zu: „Such' einmal deine Geschwister zusammen — sage ihnen, der Onkel ist da!"

Der sprang denn auch schnell von dannen und ließ mich mit meiner Schwester auf kurze Zeit allein.

Ehe ich mich setzte, sah ich mich in dem Stübchen um.

Gott, wie einfach! Mehr als bescheiden!

Ein Tisch in der Mitte und acht Holzschemel darum. An der Wand standen ein paar Truhen und ein Bett. Sonst war in dem Zimmer nichts zu erblicken. Aber sauber und rein war alles, und so machte es keinen unfreundlichen Eindruck.

„Ich ließ mich auf einem der Holzschemel nieder, sah meine Schwester wehmütig an und fragte — das Herz stockte mir fast —:

„Wie geht es dir denn, Schwester?"

„Mir? Ach, ganz gut!" entgegnete sie ruhig.

Auf diese Antwort war ich nicht gefaßt.

„Ganz gut?" wiederholte ich verwundert.

„Hat der Mensch ein Recht, mehr zu verlangen als Gesundheit und Brot? Und gesund sind wir alle. Sollst mal meine Kinder sehen!"

Wenn sie alle so waren, wie mein Kistenträger, dann freilich ...

Da kamen sie auch schon an — alle sieben und reichten mir verlegen ihre Hände.

Alle Wetter! Alle barfuß und ohne Mütze, aber gesund und frisch, ein Stolz für die Mutter!

Nach dieser Begrüßung wurden sie wieder hinausgeschickt, denn außer einer kleinen Küche und dem angebauten Ziegenstall hatte das Häuschen keine Gemächer mehr, und meine Schwester wollte noch etwas mit mir allein reden.

„Ja, wie hast du denn das angestellt, Schwester? Wie hast du dich denn so durchs Leben schlagen können? Das ist ja ein Wunder!"

„Ein Wunder ist das nicht," erwiderte mir meine Schwester. „Anfangs wollte es auch nicht so glatt gehen, und ich habe nach dem Tode meines Mannes oft bitterlich weinend im Bette zugebracht; aber schließlich faßte ich wieder Vertrauen zu mir selbst und zu Gott, und mit seiner Hilfe habe ich glücklich die Kinder so weit gebracht. Steht er mir ferner bei, wie bisher, und erhält er uns alle gesund, so wird es auch munter weitergehen. Der Mensch braucht ja so wenig, um glücklich zu sein, wenn er sich nur bescheiden kann. Wir haben ja, gottlob, ein eigenes Dach über uns, und das kleine Weinland bringt ja auch einige Mark. Dann suche ich so nebenbei noch nach etwas Arbeit, gehe im Sommer mit aufs Feld, habe auch bei zwei Bauern die Wäsche, und so schlägt man sich eben ehrlich und rechtschaffen durchs Leben und freut sich, daß man nicht zu betteln braucht."

„Ich verstehe trotzdem nicht, wie du bei diesen Einkünften sieben Kinder großziehen kannst," sagte ich kopfschüttelnd. „Das mußt du mir etwas näher erklären."

„Was ist da zu erklären?" Der Schneider wird nicht reich von mir, und der Schuster sieht mich höchstens im Winter, denn zu Hause laufen meine Kinder in Lumpenschuhen herum, die ich mir selbst erfunden habe. Die Feuerung für den Winter müssen mir die Kinder im Herbst aus dem Walde holen. Frühmorgens gibt es eine Mehlsuppe und ein Stück Brot, zu Mittag ist die Tafel auch nicht abwechslungsreich, denn nur Sonntags gibt es eine Rindfleischsuppe, ein halbes Pfund Fleisch und für ein paar Groschen Knochen. Sonst gibts Kartoffelsuppe mit Speck, Grütze, Kartoffeln und Salz, und ähnliche Gerichte. Abends gibt es Brot und Ziegenmilch. Sonntags ein Stück Wurst."

„Und die reicht für sieben Personen?" erlaubte ich mir zweifelnd einzuwerfen.

„Ach, da bleibt immer noch ein Stückchen für mich übrig," meinte meine Schwester. „Man muß es nur einzuteilen verstehen."

„Und wie schlafen denn die Kinder?"

„Ganzgut. Komm mit und sieh' es dir selbst an.

Ich folgte meiner Schwester auf den Boden.

Hier waren auf der Diele mit Brettern sieben Verschläge gebildet, die die Bettstellen vertraten. Ueber Strohschütten lag ein sauberes Bettlaken, ein mit Stroh gefülltes Kissen diente jedem Kinde als Pfühl und eine Pferdedecke als Zudecke.

Ich war stolz auf meine Schwester, und das mit Recht. Was für Elend hatte ich erwartet und welchen Reichtum traf ich an! Sogar einen Notgroschen verwahrte sie in einer Truhe, und ich wagte nicht, das Zwanzigmarkstück dazu zu legen, denn ich fürchtete, daß das nicht erworbene Geld den Frieden und das Glück dieser Hütte stören könnte. Meine Viktualienkiste öffnete ich aber, als die Kinder wieder die Stube betraten.

Der Onkel war gekommen, und so gab es ja Festtage. Wie Kinder sich über das Weihnachtsgeschenk freuen und reiche Gaben trotzdem nicht täglich verlangen, so waren meine kleinen Neffen und Nichten durch diese Festtage nicht anspruchsvoll geworden und fühlten sich nach meiner Abreise auch wieder zufrieden und glücklich bei ihrer bescheidenen Kost.

„Sehen Sie, lieber Herr," schloß der Wirt seine kleine Erzählung, „solches Wunder hat mit Arbeit und Gebet eine arme Witwe vollbracht! Weshalb sollte unser Herr im Himmel nicht die Kraft besitzen haben, ein noch größeres zu vollbringen? Es geschehen täglich noch Wunder — sogar vor unseren Augen —, aber wir sehen sie nicht, weil wir geistig blind sind!"

Wie zwei Mädchen durch ein Ballkleid zu Männern kamen.

Von Käthe Erdmuthe Michel.

Mädel sind für eine Witwe entschieden bequemer, sie sind leichter zu erziehen und kosten weniger. — Den Fall ausgenommen, daß die Mädel zum Ball eingeladen sind und neue Kleider brauchen, weil die alten aufgetragen sind. Eine einfache Sache, wenn Geld genug da ist; dann ist das Kopfzerbrechen darüber sogar allerliebst und gehört zu den angenehmsten Tätigkeiten einer Mutter.

Aber, aber, wenn — Frau Forstmeister Breitenscheidt zählte zum zweiten Male das Geld durch, das in der Toilettenkasse war, aber es wurde nicht mehr — es reichte nicht für zwei Kleider.

„Wenn ihr Schleierstoff nehmen wolltet, der liegt so breit —"

„Aber Mutter!" die blonde, lebhafte Lili sprang entrüstet auf, „wo alle Seide tragen — ausgeschlossen! Ganz unmöglich!"

„Wir gingen immer in weißem Mull."

„Ja, Ihr!" — Eine Welt von Verachtung lag in dem Ton, „lieber gehe ich gar nicht, als daß ich mich von den Gänsen auslachen lassen soll!"

Die Mutter seufzte: „Aber die Herren sehen doch gar nicht auf die Kleider, und ihr mit euren hübschen Gesichtern —"

Ein Hohngelächter unterbrach sie. „Das mag wohl zu Euren Zeiten so gewesen sein. Wer tanzt denn jetzt am meisten? Wer einen Bubikopf hat, keine Aermel und das elegantes Kleid! Nach dem Gesicht wird gar nicht mehr gefragt, höchstens nach den Beinen!"

„Da hat Lili schon recht," bestätigte die sanfte Leni, dann aber unterbrach sie das nun folgende, drückende Schweigen: „Mir kommt plötzlich ein Gedanke —"

Zwei Augenpaare sahen sie gespannt an.

„Wir haben doch Einladungen für zwei große Bälle, wenn wir nun nur ein elegantes Kleid anschafften, vielleicht weiß, das kann jede mit etwas anderer Garnitur tragen, und jede von uns geht auf einen Ball. Dazu reicht das Geld wohl?"

„Ja, ja!" Lili fiel der stillen Schwester um den Hals. „Du bist mal wieder der rettende Engel!"

„Und passen wird es ja auch bei den Säcken, die Ihr jetzt tragt," fügte die Mutter etwas geringschätzig hinzu, „bei uns wäre es nicht möglich gewesen, wir arbeiteten auf Figur."

„Figur ist unmodern, Mutter — und dann reicht es noch zu Florstrümpfen und neuen Schuhen — hurrah!" Lili wirbelte die Schwester jubelnd in der Stube herum.

„Nun einigt euch noch, auf welchen Ball jede gehen will."

Leni sah errötend auf.

„Du willst natürlich auf den Ball, auf dem Doktor Gehrich ist, Leni — ach, du Butterlamm, mir ist es egal, mein Herz ist frei!" —

Zwei Wochen später saß der junge Doktor mit seinem Freund, dem Doktor von Sanden zusammen, der ihn auf der Durchreise besuchte.

„Höre, Karl, wenn du heute abend mit mir zusammen sein willst, mußt du mich auf einen Ball begleiten."

„Aber Mensch, sag' doch ab, oder bist du ein so leidenschaftlicher Tänzer geworden?"

„Das nicht, aber — —"

„Aha, da steckt ‚sie' dahinter?"

„Stimmt Karl, und du sollst dir das Mädel ansehen und, wenn es möglich ist, sie ausforschen."

„Kannst du das selbst nicht besser?"

„Ja, ja — aber sie ist etwas still — ich bin ja auch eigentlich ganz sicher — aber lieb wäre es mir doch, man holt sich nicht gern einen Korb, was, das tust du doch für deinen alten Leibfuchs."

„Aber sicher, ich habe ja auch früher jede Dummheit mitgemacht."

„Warum heiratest du denn nicht? Stattliche Erscheinung, auf dem besten Wege zum Bankgewaltigen, fabelhaftes Einkommen —"

„Das braucht die Frau allein auf, wenn ich die richtige greife. Ne, ne, uns Berlinern vergeht die Lust zur Ehe, oder kannst du dir ein Mädel mit Bubikopf, das jeden Tag in Seidenstrümpfen und Lackschuhen herumtrippelt, als Hausfrau und Mutter denken?"

„Meine Zukünftige hat herrliche blonde Flechten."

„Na, ihr in der Provinz habt noch solch ein Unikum. Ich werde dich zuerst unter das Ehejoch bringen und seh'n wie das Trauerspiel bei dir ausläuft. Wann steigt denn die Kiste?"

„Um acht Uhr, ich kann aber erst gegen zehn da sein, habe gerade einen schweren Fall."

„Um so besser habe ich Zeit für meine diplomatische Aufgabe. Warte, Leibfuchs, ich verdiene mir einen Pelz."

Zur selben Zeit stand Leni vor der Schwester.

„Also du mußt heut gehen, beste Lili, er kommt bestimmt nicht, Anna sagte mir, er hat einen ganz schweren Kranken."

„Aber Mutter hat doch für dich zugesagt?"

„Dann hat sie sich eben verschrieben, Leni und Lili sehen sich so ähnlich, du willst mich doch nicht unglücklich machen? Morgen ist er bestimmt da."

„Na, denn Mut! — Nähe das rosa Band an. Auf in den Kampf, Torero!" —

In einer Ecke des Ballsaals saß Doktor von Sanden mit der blonden Lili. Er bereute schon jetzt nicht mehr, auf den Ball gegangen zu sein, das war ja ein ganz famoses Mädel, nur still konnte er die Erwählte seines Freundes nicht finden. Viel auszuforschen blieb ihm auch nicht, denn sie hatte den Freund nach der ersten tastenden Frage mit soviel offener Herzlichkeit gelobt, daß er fast verblüfft war. Sonst zieren sich die Mädel doch in solchen Fällen mehr. Aber sie war wohl auch in diesem Punkt eine angenehme Ausnahme.

Wie unbefangen man übrigens mit einer plaudern konnte, die man in festen Händen wußte, er hatte sich lange nicht so gut unterhalten.

Wie reizend und natürlich sie aber auch erzählte, er konnte sich gut ein Bild von der gemütlichen Häuslichkeit der drei Frauen machen.

Er wich nicht von ihrer Seite, er fühlte ja auch ein gutes Recht dazu, mehr als das, er hatte die Pflicht, sie keinem andern zu überlassen. Fast tat es ihm leid, sie so bald an den Freund abgeben zu müssen — ja, man traf die